

Politisches rückwärts gesehen

Eigenes Erfahren von „ist“ und „gewesen“ in Beziehung zu bringen;
das Gestrick zu entwirren, um den Faden zu fassen;

Wurzeln zu finden;

Quellen zu entdecken;

den Strom zu verfolgen;

Anker zu lichten.

Lotse im eigenen Hafen zu sein.

Nicht im Hafen der Geruhsamkeit,

im brodelnden Kessel der Lebensfrage, meiner Lebensfrage:

„Etwa umsonst gelebt?“

Denn die Blümenträume sind zerstoßen.

Doch nicht jedes Samenkorn ist verdorben.

Hat das des Sozialismus noch Keimkraft?

Ist eine Gesellschaft der Menschen und nicht eine der Ellenbogen erstrebenswert?

Ich denke: Mehr denn je!

So muss ich ins Meer der Fragezeichen eintauchen, weil ich Antworten suche.

Im Oktober 2009 steht im „Neuen Deutschland“ eine Rezension von André Brie zu dem Buch „Glücklich beschädigt. Republikflucht nach dem Ende der DDR“, Autor Hans-Dieter Schütt.

ND-Leser kennen ihn.

Ich lese in der Rezension von André Brie:

„Seine Beschreibung der DDR, der SED und FDJ und der eigenen Arbeit,

Verantwortung, ideologischen Borniertheit bleibt realistisch, sachengerecht,

dokumentarisch, ehrlich. Doch gilt das auch für seine intellektuellen und politischen
Schlußfolgerungen?

Er selbst hat seinem Buch einen Gedanken von Botho Strauß vorangestellt:

Soviel Kraft, von der man nicht glauben sollte, dass sie sich wehrlos der Zeit
ergebe; dass ein paar Monate ausreichen, um sie zu brechen.'

So ist es Schütt ergangen. Als die Mauer fiel, brach sein Gedankengebäude zusammen. Das ist gut.“

Andre Brie fährt an anderer Stelle fort:

„1990 schenkte mir eine Genossin aus dem Mecklenburgischen Sternberg ihr Tagebuch. Sie, Tochter eines deutschen Kommunisten, der noch kurz vor Kriegsende ermordet worden war, schrieb am 3. Oktober 1990:

„Das ist mein zweiter Tag der Befreiung.“

Als ich das damals las, musste ich schlucken, elend viel schlucken. Doch wenn eine Sackgasse, aus der man nicht herauskommt, zertrümmert wird, kann man eine solche Einsicht haben.

Diese Genossin sah die Möglichkeit, ihre sozialistischen Überzeugungen nunmehr frei und neu zu leben.“

Wieder bei Marx zu sein.

Im besagten Tagebuch, dessen Schreiberin ich bin, steht:

„Wie müsste ich jetzt Marx lesen, um mehr zu erkennen, denn engstirniges, auf die Begründung einer Einbahnstraße gerichtetes Studium würde unbefriedigend sein. Ich glaube, Marx ist erst jetzt richtig frei geworden. Wir hatten ihn in Fesseln gelegt, in Denkschemata.“

Im Kommunistischen Manifest wird gesagt:

„...dass der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist.“

Und was haben wir daraus gemacht?

Und nannten uns doch Marxisten!

Als die Massen 1989 einen besseren Sozialismus forderten, haben sie mit der „friedlichen Revolution“ Marx auf ihre Art weiterentwickelt.

Zum besseren Sozialismus aber hat die Kraft der Volksbewegung nicht ausgereicht.

Bertold Brecht hatte doch den Kommunismus vernünftig genannt:

„... jeder versteht ihn. Er ist leicht.

Du bist doch kein Ausbeuter, du kannst ihn begreifen.

Er ist gut für dich, erkundige dich nach ihm.

Die Dummköpfe nennen ihn dumm, die Schmutzigen nennen ihn schmutzig.

Er ist gegen den Schmutz und gegen die Dummheit.

Die Ausbeuter nennen ihn ein Verbrechen.

Wir aber wissen:

Er ist das Ende der Verbrechen.

Er ist keine Tollheit, sondern

Das Ende der Tollheit.

Er ist nicht das Chaos

Sondern die Ordnung.

Er ist das Einfache,

Das schwer zu machen ist.“

Jetzt ist Kapitalismus.

Seine tiefe Finanzkrise rast um den Erdball. Das ist Chaos.

Die Reichen werden reicher, die Armen ärmer.

Krieg ist wieder.

Auch deutsche Soldaten in fremden Ländern. Särge kommen zurück.

Schon lange nicht mehr „Schwerter zu Pflugscharen“ als Volksbewegung.

Und die Umwelt ist in Gefahr.

Der Regenwald muss dem Profit weichen. Die Polkappen schmelzen. Ganze Länder versteppen.

Die Natur wehrt sich.

Menschen wehren sich. Sie wollen und brauchen eine bessere Welt.

Die Menschheit muss Lösungen suchen und finden.

Ist sie fähig dazu?

Mensch - ein Sammelbegriff.

Mensch aber auch ein Individuum.

Ein Ego also.

Welcher Qualität ist es?

Der Volksmund spricht von einem „inneren Schweinehund“.

Günter Gauss, der hochverehrte Journalist, hat uns immer wieder mit der Nase auf "den alten Adam" in uns gestoßen.

Wer hätte ihn nicht in sich?

Wir kennen seine Geschichte.

Er konnte dem rotwangigen Apfel von Eva gereicht nicht widerstehen.

Appetit, Lust, vielleicht auch Gier. Und dann die Verführung.

Alles ist in uns angelegt.

In der Dreigroschenoper hören wir:

„Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“

So schon bei Adam. Er hat trotz Gottes Verbot den Apfel vom Baum der Erkenntnis gegessen. Er und seine Eva wurden des Paradieses verwiesen, auf einen Acker mit Dornen und Disteln.

Die Bibel spricht seitdem von der „Erbsünde“. Die ist ein zweischneidig` Schwert. Sie bringt uns die Gier und auch die Neugier, lässt uns Verbote ignorieren und bringt auch Empörung.

Sie ist zugleich Vorteil und Nachteil. Es kommt auf die Umstände an. Und immer wieder auf den Menschen.

Den Dingen sind eben Widersprüche eigen. Wo ein Plus, da auch ein Minus. Wo gut, auch böse.

Widersprüche drängen zur Lösung, Gegensätze bekämpfen sich.

Jede Erfindung, jede Entdeckung, jede Erkenntnis entspringt Unbekanntem und Verdecktem, und Versuch folgt auf Versuch.

So ist unsere Natur. So sind wir.

So sind wir Menschen auf dem Mond gelandet.

So haben wir Menschen Gutes und Böses getan, Menschen vernichtet, aber auch in Solidarität Menschen gerettet.

Es hat Aufrechte und Gebrochene gegeben.

Ihre Reihe in der Menschheitsgeschichte ist lang.

Aus ihr kam laut und auch leise: „Und sie bewegt sich doch!“

Ich nehme nur ein Beispiel heraus:

Martin Luther stand 1517 vor dem Reichstag in Worms. Er lehnte den Widerruf seiner Lehre ab:

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!“

Damit löckte er gegen den Stachel Roms. Rom verhängte den Bann über ihn.

Ob Erbsünde oder Empörung, liegt im Auge des Betrachters.

Große Namen sind uns bekannt. Wie aber steht es um die einfachen Menschen? Dümpeln sie vor sich hin? Und werden erst wahrgenommen, wenn sie sich in Massen bewegen?

Der Einzelne – welche Kraft trägt er in sich? Schlummert sie? Wird sie geweckt? In diese Frage wurde ich sozusagen hineingeboren.

Als Willi seine Frieda freite, das Paar den Segen vor dem Traualtar empfing, wurde die junge Frau ermahnt: „Er soll dein Herr sein!“

In stiller, heimlicher Stunde aber sagte Willi: „Du sollst mich nicht fürchten, sondern lieben!“

Das war 1919. Welch ein Wort im Geschlechterkampf! Aber auch eins gegen Gottes Gebot der Unterwerfung der Frau.

Meine Mutter war eine einfache Landfrau, Magd und Erntearbeiterin. Sie war fromm und gottesfürchtig und lehrte mich früh:

“Ich bin klein, mein Herz ist rein.
soll niemand drin wohnen als Jesus allein.“

Sie ist im November 1899 geboren. Sie ging immer mit der Jahreszahl mit.

1914 wurde sie vierzehn und es war Krieg.

1918 wurde sie achtzehn. Der Kaiser ging, die Generale blieben. Sie blieb Magd.

Mit neunzehn heiratete sie. Mit zwanzig wurde ein Junge tot geboren. 1921 kam die Tochter – ich.

Die Zwanziger Jahre waren auch ihre Zwanziger.

Junge Mutter, Ehefrau, Stube mit Kochgelegenheit, keine Arbeitsstelle.

Die Frauen wurden in den Arbeitslosenstatistiken kaum geführt. Sie gehörten an den Kochtopf, in den mehr Augen hinein- als herauschauten. Das waren Zeiten!

Massenarbeitslosigkeit. Existenzen krachten. Gelernte Männer wurden zu Gelegenheitsarbeitern. Auch ihrer.

Wo Not ist, entsteht auch Widerspruch. Willi wollte nicht einsehen, dass Gott dieses Schicksal bestimmt.

„Unsere Not hat andere Ursachen!“ sagte er.

Sie musste Gott gegen ihn verteidigen. Gegen ihn, der an der Somme gekämpft hatte, verwundet worden war, schon auf dem Totenhaufen gelegen hatte.

„Wenn es einen Gott gäbe, wie könnte er Menschen vier Jahre lang abschlachten lassen, in Schützengräben verrecken lassen, im Giftgas ersticken lassen?“

„Sie wurden für Sünden bestraft!“

„Und die Etappenhengste, die Vollgefressenen?“

„Lästere nicht, Willi!“

Später kam die Zeit der Zweifel, wo sie Gott gegen sich selbst zu verteidigen suchte. Setzte er ihr nicht immer wieder die Dornenkrone auf? War sie nicht rechtschaffen, sparsam und fleißig? War sie nicht ehersam, sauber und fromm? War sei nicht mit Rat und Tat zur Hand, wo man ihrer bedurfte?

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ schrieb sie mir ins Poesiealbum.

Selbst das kleine Wort: „Mein Herz ist rein!“ wurde immer mehr zur Gratwanderung in dieser Welt voller Widersprüche: Reichtum und Armut, Rechtsanspruch und Ungerechtigkeit. Hoffnung und Enttäuschung, Gebet und Fluch.

In der großen Krise Ende der Zwanziger als Willi schon lange ausgesteuert war, keine Arbeitslosenunterstützung, keine Arbeitslosenhilfe, nur noch Wohlfahrtsgeld bekam; als das Sparbeutelchen im Nähmaschinenkasten ganz leer war, als selbst der Gerichtsvollzieher nichts mehr für den Kuckuck finden konnte, sagte Willi: „Man muss sich wehren. Wir müssen uns wehren!“

„Aber nicht mit den Kommunisten!“ warnte Frieda. „Das sollen ja Mordbrenner sein!“

„Mit wem sonst?“

„Nicht mit denen – sonst trennen sich unsere Wege!“

Er kannte sie. Sie würde sich weder überreden noch zwingen lassen. Sie musste überzeugt werden und musste selbst begreifen.

Wie unbeabsichtigt ließ er also die KPD-Zeitungen „Volksecho“ und „Die Rote Fahne“ auf dem Küchentisch liegen. Schwarz sprangen ihr die Zeilen entgegen. Kriminalität. Morde. Selbstmorde. Verzweiflungstaten. Und immer die Hintergründe. Auch Abtreibungen. Frauen in größter Bedrängnis.

Auch ihre Bedrängnis.

Die Frauen hatten nicht nur den schmalen Kochtopf auf dem Herd, sie hatten auch den Mann im Bett – und empfangen.

Was eigentlich ein Segen sein sollte, wurde zur Qual. Selbst die Lust.

Sie, Frieda, hatte sich ein schlaues Buch beschafft, wo der Frauenkörper abgebildet war, wo man Bauch und Brust aufmachen, Herz und Leber hochklappen konnte. Wo Eileiter und Gebärmutter den Weg des Samens andeuteten, also die Gefahr signalisierten.

So weit das kluge Papier, verfasst von Dr. Magnus Hirschfeld.

Die vielen Nächte einer langen Ehe. Hingeben und verweigern. Hingeben und verweigern.

Was sollte sie tun? Sie griff zu Frauendusche, Kernseife und Holzessig.

Die Gespräche zwischen Mann und Frau wurden immer politischer.

In der kleinen Wohnung gab es keinen Raum für Geheimnisse. Ich sah alles. Ich hörte alles. Selbst das schlaue Buch gaukelte vor meinen Augen.

Ich konnte und mußte schon sehr früh mit dem Denken beginnen. Und ich lernte, politisch zu denken.

Wer weiß schon, wann der Funken des Verstehens überspringt. 1931 trat meine Mutter in die KPD ein. Sie ging diesen Weg weiter durch Faschismus, illegale Arbeit und Gefängnis. Sie hielt den Unbilden stand.

Wenn eine Dichtung auf Wahrheit überprüft werden soll, so auch diese in Brechts „Lob des Kommunismus“: „Er ist vernünftig... du bist doch kein Ausbeuter, du kannst ihn begreifen!“

Die einfache Landfrau Frieda hatte ihn begriffen.

Bertold Brecht sagt auch: „Er ist das Einfache, das schwer zu machen ist!“

Und das ist die blanke Wahrheit!

Wieder nehme ich meine Mutter als Beispiel. Sie ist mir so nahe.

Als sich ihr 1945 die Gefängnistore geöffnet hatten und sie in Rüdersdorf Fuß fasste, war ihre Freiheit gewiss kein süßes Engelsbild. Sie musste täglich errungen werden.

Errungen aus Trümmern und Scherbenhaufen. Eine vom Krieg zerstörte Wirtschaft, Besatzungszeit, Demontagen, Reparationen. Elende, verzagte Menschen. Und hungernde, elternlose Kinder. Ein bitteres Erbe.

Sie krepelte die Ärmel auf. Ihre Freiheit hieß: Zupacken.

Ich weiß nicht, ob sie den Aphorismus von Erich Kästner kannte: „Es gibt nichts Gutes, denn man tut es!“

Wie dem auch sei, sie tat es.

Zu jener Zeit dichtete Louis FURNBERG ein Lied, einen Aufruf:

„Das neue Leben muss anders werden

als dieses Leben, als diese Zeit. Dann darf's nicht Hunger, nicht Elend geben,
packt alle an, dann ist es bald soweit.

Komm mit, Kamerad, steh nicht abseits, Kamerad,

unser Kampf, Kamerad, ist auch dein Kampf.

Haltet Schritt, haltet Schritt, kommt ins neue Leben mit.

Auf euch kommt es an, auf uns alle.

Sie hat uns, ihren Kindern und Enkeln vorgelebt, wie Sozialismus eine Gesellschaft für die Menschen sein muss und eine Zeit des Glaubens an eine glückliche Zukunft. Dieses Land wurde mit jeder ihrer Mühen ihr Land und die DDR ihr Staat.

Er dankte es ihr mit dem „Vaterländischen Verdienstorden“. (in Bonze)

Sie sorgte im Kleinen, in ihrem Lebensbereich für ihn. Und sie sorgte sich um ihn im Großen: Der Sozialismus könnte im realen nicht halten, was er versprochen hatte.

Es hatte den 17. Juni gegeben. Es gab Mangel, immer wieder, immer mehr.

Und die Weltlage machte ihr zu schaffen. Der Nato-Doppelbeschluß würde eine wahnsinnige Rüstungsspirale auf beiden Seiten der Weltmächte auslösen.

Die Kriegsgefahr würde steigen.

Und sie sagte sorgenvoll: „Kinder, das bleibt noch nicht so!“

Mit 83 Jahren ist sie 1983 von uns gegangen. Es war der 7. Oktober, der 34. Jahrestag der DDR.

Es ist müßig zu spekulieren, wie sie die Wende verkraftet hätte. Gewiss ist nur, was sie nicht wollte:

Faschismus nie wieder!

Krieg nie mehr!

Keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, also keinen Kapitalismus!

Ob sie dem Sozialismus noch eine Chance gäbe, diese Frage kann ich ihr nicht mehr stellen. Vielleicht ist es ihr Vermächtnis, mir die Antwort auf diese Frage übertragen zu haben. Noch lebe ich und tüfle daran. Und ich hoffe: „Die Enkel fechten's einmal besser aus“. Besser als wir Enkel damals.

Ich glaube, dass das Gute im Menschen eine ungeheure Kraft ist. Ich habe es miterlebt.

Ich gehe zurück zum 6. Januar 1945.

Da schreibt mein Vater einen Brief aus dem Zuchthaus Brandenburg/Görden an mich, seine Tochter.

Der Volksgerichtshof hatte ihn wegen Hochverrats zum Tode verurteilt.

Er hatte in der antifaschistischen Saefkow-Jakob-Bästlein-Gruppe illegal mitgearbeitet. Nun dieser Brief:

„6.1.45

Mein liebes Goldkind, Ilschen!

Denke Dir, in der vergangenen Woche habe ich einen Brief von Dir vom Oktober erhalten. Tausend Dank. Es sind die schönsten Tage, wenn von Dir oder Mama Post kommt... Nun ein glückliches neues Jahr, mein Mädchen. Nun Ilschen, höre, ich habe einen ganzen Sack voller Wünsche, nimm einen nach dem anderen heraus, damit Du keinen vergisst. Wenn Du unseren Hühnern ihr Schlafkabinett noch nicht aufgestellt hast, besorge es sofort. Hole von Fabians einen Sack Kaff, schütte es in

den Stall, damit sie scharren können. IIschen denke, wenn die Tiere nachts im großen Stall sitzen, frieren sie. Im Kabinett sitzen sie mollig. Aus Bequemlichkeit und Unverstand lassen viele Menschen ihre Tiere frieren.

IIschen sei Du wahrhaftig ein König – ein Mensch gegen Pflanzen, Tiere und Menschen.

Wie viele Werte gehen durch den Unverstand der Menschen verloren.“

So ist seine Botschaft.

So verstand ich sie damals und verstehe sie heute.

Wissend um die beengte Sprache in Zuchthausbriefen erkenne ich meinen Vater wieder. Hätte er gekonnt, wäre sein Wort nicht „König“ sondern „Kommunist“ gewesen, denn für ihn war „Kommunist“ Und „Mensch“ die Beziehung.

Aber er meinte auch mich ganz persönlich.

„Sei Du wahrhaft ein König.“

Ein König muss das Haupt oben tragen, um die Krone zu halten. Liegt er im Staub, liegt sie im Staub.

Er sagte mir damit: Laß Dich nicht unterkriegen! Nicht beugen! Noch sind Faschismus und Krieg und Mord und Leid. Kind, halte den Kopf hoch.

Das war Mut machen. Das war Kraft geben.

Am 22. Januar wurde mein Vater im Zuchthaus Brandenburg-Görden hingerichtet. Die Urne meines Vaters ruht in Rüdersdorf am Mahnmal für die ermordeten Antifaschisten.

So oft ich des Weges gehe, lege ich eine rote Rose an den Stein.

Ich gehe zum Ausgangspunkt meiner Lesung zurück, zur Rezension von André Brie, wo er das Tagebuch der Genossin, also meines, erwähnt und bei meinen Zeilen: „Das ist mein zweiter Tag der Befreiung“ „elend schlucken“ musste.

Diese Wende brachte für mich zweierlei:

Das Vermächtnis meines Vaters bekam eine neue Bedeutung.

Und die Mitverantwortung für das Geschehen in der DDR wurde schwerer.

So entstand 1990 das Tagebuch „Der Stalinismus und wir“.

1995 trug ich mein Anliegen in einer Kreisdelegiertenkonferenz der PDS in Parchim vor:

„Der Stalinismus - er macht uns ja immer noch zu schaffen.

Wer wie ich seit 1945 dieser Partei angehört, hat ihn voll erlebt, kann ihn nicht nur auf die Führenden, die Anderen, abschieben. Gewiss, er ist historisch abgehalftert, doch machen wir es uns nicht zu einfach. Wir müssen auch in uns selbst gegen ihn angehen. Das war mein Anliegen im Januar 1990. Ich wollte ihm in unserem ganz persönlichen Leben nachspüren. Ich schrieb: „Der Stalinismus und wir“; ein Rückblick, vielleicht ein Durchblick ist daraus geworden.

Dieser Bericht geriet in die Zange zwischen ständig sich erweiternder neuer Sicht und der gebundenen Zeit über 40 Jahre. Wir empfanden unseren Weg von Arbeiterkindern zu studierten, qualifizierten Bürgern unseres Landes als die Verwirklichung des im Kommunistischen Manifestes avisierten , ... wo die freie Entwicklung eines Jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist‘.

Unsere Familie wurde eine Studierfamilie; erst ich Germanistik, dann mein Mann Bauingenieur, bald danach die Töchter Veterinärmedizin und Pädagogik.

So wurde die DDR im Geben und Nehmen unser Staat.

Und doch hat die Wende uns von Dogmatismus und Intoleranz befreit.

Mit der DDR sind wir groß geworden; mit der DDR sind wir klein geworden. Sie ist gescheitert. Der erste Versuch des Sozialismus ist fehlgeschlagen, weil wir uns, wie ich meine, nicht konsequent von den gesellschaftlichen Strukturen des Stalinismus gelöst hatten.

Gerhard und ich fragen uns: Waren wir beide Stalinisten?

Ja und nein. Nach vielen gemeinsamen lauten und leisen Gesprächen sind wir auf den Punkt gekommen, auf unseren Punkt – die Gläubigkeit.

Im Glaubensbekenntnis der Christen, im Kleinen Katechismus heißt es: ‚Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen...‘

Unser Spruch lautete: ‚Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist.‘

Also, auch ein Glaubensbekenntnis an eine Allmacht, an der nicht zu rütteln ist.

Das vermeintliche Wissen um die Unumkehrbarkeit des Sozialismus machte uns zu Gläubigen; seine ständig fortschreitende Entwicklung bis hin zum Kommunismus wurde zum Fortschrittsglauben; seine Unzulänglichkeiten blieben für uns überwindbare Episoden, die uns von einem Parteitag auf den anderen hoffen ließen;

seine sieghafte Behauptung in der Welt, von einem Sechstel der Erde angefangen, wurde zur Zukunftsallmacht.

Weil nicht sein konnte, was nicht sein durfte, stehen wir nach seinem Zusammenbruch in des ‚Kaisers neuen Kleidern‘ da. Alle unsere kritischen Einstellungen, alles gegen den Stachel löcken musste in diesem Glaubenszwang halbherzig bleiben. In den letzten Jahren der DDR, wo Demokratieverlust, Bürokratie und Mangelwirtschaft vorherrschten, kam Gerhard oft verstimmt von der Arbeit im Rat des Kreises nach Hause.

„Ilse, das geht gegen den Baum!“

Soweit aus meinem Diskussionsbeitrag auf der Kreiskonferenz in Parchim.

Die gründliche Auseinandersetzung mit dem Stalinismus als politischem System, als Zwangsherrschaft und als Ideologie half mir, mich von seiner geistigen Bevormundung zu befreien.

Nun bin ich Lotse im eigenen Hafen.

Und das ist meine zweite Befreiung.

Meine erste Befreiung 1945 war anderer Natur. Da wurde ich als Mensch, als Antifaschist von Zwang und Drangsalierung befreit.

Von der Nazi-Ideologie brauchte ich nicht abzurücken. Ich hing ihr nie an. Diesen Weg aber mussten die meisten Deutschen noch gehen.

Heute sind Neonazis präsent mit ihrem Gegröle, ihren nationalistischen, rassistischen und revanchistischen Parolen.

Und der Schoß ist immer noch fruchtbar.

Ich hatte ich mir die Frage gestellt:

„Etwa umsonst gelebt?!“

Viele Jahrzehnte gehofft, gebangt, mich begeistert, gesiegt, kritisiert, doch „der Sache“ treu geblieben.

Was nun?

Ich bin kein Faust, der da am Schluss sagt:

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen nicht in Äonen untergehen.“

Ich kann nicht in Äonen denken. Ich bin Spuren gefolgt.

Und ich muss nun prüfen, was bleibt.

Der Sozialismus sollte eine Gesellschaft der Menschen für die Menschen werden, in der sich die Sehnsucht nach einer glückvollen Weltveränderung verwirklicht.

Dieser erste große Versuch ist mißlungen, aber er steckt voller Erfahrungen:

Erkenntnisse, Wissen um den Enthusiasmus des Anfangs. Begreifen der Fehler.

Und auch der Verbrechen. Aufspüren auch des Gelungenen. Neu denken. Aus der Zeit Schlüsse ziehen. Sie in Worte fassen, dass sie verständlich werden.

Aufarbeiten eben!

Ohne Analyse, keine wissenschaftliche Schlußfolgerung.

Die weltweite Sehnsucht der Menschen nach einer besseren Welt ist geblieben.

Großes kann geschehen, wenn es Millionen erträumen.

Von den neuen Wegen werde ich höchstens den Anfang sehen. Wenn überhaupt.

Und meine Gegenwart? Wie lebe ich die?

Wieder ein Beispiel:

Da muss ich in die Jahre 1943/44 zurückgehen.

Damals arbeiteten in unserem Dörfchen jenseits der Oder französische Kriegsgefangene bei den Bauern. Aus dem Gefangenenlager im Nachbardorf kamen sie am Morgen herüber, der eine ging zu diesem, der andere zu jenem Bauern.

Abends das gleiche zurück. Wenn meine Mutter auf der Straße an Dominique mit dem Fahrrad vorbeifuhr, ließ sie eine Schachtel Zigaretten aus dem Ärmel gleiten.

Und sie hörte ein leises „Merci“.

Als meine Eltern schon in den Fängen der Gestapo in Potsdam waren, klopfte es eines Tages in der Schummerstunde an unsere Haustür. Dominique stand davor. Er reichte mir einen Beutel gefüllt mit Tabak. Im Kriegsgefangenenlager gesammelt. „Für Kamerad Willi“, sagte er und ging. Es bedurfte keiner weiteren Worte.

Doch was lag alles in dieser Geste!

Tabak stand im Kriegsgefangenenlager sicher in hohem Kurs. Wer ihn sammelte, tat es bewußt. Wer ihn gab, verzichtete auf seinen Teil.

Und wer ihn für Kamerad Willi gab, solidarisierte sich mit dem Deutschen, mit dem aus Feindesland. Also hatten die Worte und Taten des Tabaksammlers die wirkliche Frontlinie zwischen Freund und Feind kenntlich gemacht.

Solidarität über Grenzen.

Solidarität ist auch Sache des Herzens. Man muss wissen, wofür und für wen es schlägt.

Das Wort Che Guevaras trifft den Kern:

„Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker.“

2004 gehörte ich einer Rüdersdorfer Delegation an.

Eine alte bewährte Städtepartnerschaft, schon aus DDR-Zeiten, zwischen Rüdersdorf und der französischen Stadt Pierrefitte. Die Franzosen hatten damals die Patenschaft über die Denkmalstätte für die gefallenen Antifaschisten in Rüdersdorf übernommen, in der auch das Grabmal meines Vaters ist.

Pierrefitte feierte 2004 den 60. Jahrestag der Befreiung der Stadt. Die französische Resistance und die französische Armee hatten vor 60 Jahren die faschistischen Eindringlinge davongejagt. Wir fünf Rüdersdorfer Delegierten waren Gäste.

Bei einem Empfang der kommunistischen Bürgermeisterin mit Mitgliedern der Resistance und Vertretern der englischen Alliierten war der Rathaussaal mit über 100 Gästen gefüllt. Für jede Delegation sprach ein Teilnehmer. Ich sprach über meine Eltern, über Papa und Mama.

Danach konnte ich die vielen Hände kaum fassen. Haften geblieben ist mir: Vom Widerstand in Deutschland wusste man wenig, und nun hatten sie diese lebende Geschichte gehört.

Viele zogen mich in Gespräche über ihre Erlebnisse, ihre Leiden, ihren Widerstand. Und sie waren glücklich, dass es auch in Deutschland Widerstand gegeben hatte.

Am Tag der Kranzniederlegung stand da eine Frau, Französin, etwas jünger als ich, Denise. Sie hielt den Schaft einer Fahne, der „Fahne der Vereinigung der französischen Deportierten und Internierten in deutschen Todeslagern“.

Der Vater von Denise ist im KZ Buchenwald umgebracht worden.

Und bisher war sie auf Deutsche nicht gut zu sprechen.

Nun aber trug sie mir an, die Fahne zu fassen. Und wir hielten sie beide.

Denise schickte mir zur Jahreswende einen Gruß:

„Mon cher Ilse!

Ich möchte Ihnen sage, wie froh ich bin, eine deutsche Freundin zu haben.

Der Krieg hat uns zu Feinden gemacht.

Wir sind Freunde. Das ist wunderbar.“

Ich sage: „Ja!“

In einem Brief an einen Freund schrieb ich:

„Die Kranzniederlegung am Sonntag auf dem Friedhof ging mir unter die Haut. Bei der Marseillaise muss ich schon ohne Grund heulen. Nun diese ehrenwerten Männer der alten Garde, die guten Worte der Delegationsleiter, die gesenkten Banner und Fahnen – das ist kaum auszuhalten.

Als fast alles abgelaufen war, zog mich die Bürgermeisterin nach vorn, und ich musste als einzige „Fremde“ die feierliche Zeremonie vor aller Augen durchstehen.

Die Tränen flossen. Ich habe mich hinter eine Hecke geflüchtet, um des Tränenstromes Herr zu werden. Die Bürgermeisterin zog mich wieder nach vorn, und eingereicht bei den Resistancekämpfer hörte ich noch einmal die Hymnen.

Ich muss ein starkes Herz haben, da nicht umgefallen zu sein.

Heute, im nachhinein, kriege ich immer noch feuchte Augen.

Meine Gefühle aber werden klarer.

Es schien mir erst, als segelten wir auf einer Nostalgiewelle dahin. Wären nicht in den drei Tagen die kleinen Gespräche gewesen über das tägliche Ringen der Kommunisten in den städtischen Ämtern, dem gemeinen Kapitalismus ein paar Tropfen sozialer Gerechtigkeit herauszupressen.

Mühevoll, uns nicht unbekannt.“

Ja, das waren Tage der Solidarität, Tage voller Zärtlichkeit der Völker.

Und ich danke im Nachhinein meinen Eltern, mir diesen Weg eröffnet zu haben.

Ich habe Werte empfangen, die mir wert bleiben.

Ja, so hat jeder seine Erfahrungen gemacht. Jeder hat seine Zeit individuell erlebt und wird sie auf seine Art deuten.

Ich bin hier und heute. Ich bekenne mich zum Kommunismus.
Ich kann nicht anders.

Ich habe meine Lesung mit dem „Neuen Deutschland“ begonnen und werde sie mit dieser linken Presse beenden.

Jetzt am 18.3. las ich darin das Interview mit dem Theologen und Bürgerrechtler Hans-Jochen Tschiche.

Er gehört zu den Gründern des Neuen Forums. Heute lebt er in einem Dorf am Rande der Colbitz-Letziner Heide. Er geht zu Friedenswegen gegen den dortigen Truppenübungsplatz, ist Vorsitzender eines Vereins für Demokratie und Weltoffenheit. Dieser Tage startete er eine Massenpetition für den Abzug der Bundeswehr aus Afghanistan.

Zwei seiner Äußerungen habe ich ausgewählt. Sie entsprechen meinem Anliegen, über das Woher und Wohin nachzudenken.

Er sagte: „Ich hänge an der Idee einer Gesellschaft, in der die Freiheitsrechte begleitet werden von sozialen Rechten. Und diese Idee vermutete ich am ehesten bei der PDS, heute bei den Linken.

Ich sage immer: Der Sozialismus liegt nicht hinter uns, sondern noch vor uns.“

Und die zweite: „Die Demokratie ist weder der Vorhof zum Himmel noch der Himmel selbst. Sie ist von Menschen gemacht, sie hat Schwächen und Stärken.

Das Mindeste, was Demokratie und Politik leisten müssen, ist, die Probleme zu benennen.

Was wir erleben, sind die Schwächen einer Endzeit. Der Beginn von Lösungen ist, dass man Probleme benennt. Schweigen ist jedenfalls keine Lösung.“

Ja, über die Lösungen in dieser Endzeit zerbrechen sich viele aktive Denker die Köpfe.

Ich auch.

Mir fällt da das Wort Ulrich von Huttens ein:

„Ich hab's gewagt!“